

RelBib

Bibliography of the Study of Religion

<https://relbib.de>

Dear reader,

This is a self-archived version of the following article:

Author: Murken, Sebastian / Weymann, Ulrike / Widmann, Andreas
Martin

Title: "Mobilität und Orientierungslosigkeit als Paradigma des
zeitgenössischen Arbeitsmarktes: ein Gespräch"

Published in: Odysseus: Passagiere: über Selbstbestimmung und
Determination in Literatur, Medien und Alltag.
Würzburg: Königshausen & Neumann

Year: 2011

Pages: 195 – 204

ISBN: 978-3-8260-4608-7

The article is used with permission of [Königshausen & Neumann](#).

Thank you for supporting Green Open Access.

Your RelBib team

EBERHARD KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN



UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

Sebastian Murken / Ulrike Weymann / Andreas Martin Widmann

Mobilität und Orientierungslosigkeit als Paradigmen des zeitgenössischen Arbeitsmarktes – Ein Gespräch.

WEYMANN: Meine Damen und Herren, im Rahmen unseres Panels „Mythologien des Alltags“ möchten Prof. Sebastian Murken, Dr. Andreas Martin Widmann und ich über Mobilität und Orientierungslosigkeit als Paradigmen des zeitgenössischen Arbeitsmarktes diskutieren. Lassen Sie mich zunächst die beiden anderen Diskutanten vorstellen. Herr Widmann ist promovierter Germanist und verdient seinen Lebensunterhalt neben Lehrtätigkeit durch journalistisches, vor allem aber durch literarisches Schreiben. Für seinen ersten Roman *Die Glücksparade* hat er kürzlich den Robert-Gernhardt-Preis erhalten. Herr Prof. Murken ist Religionswissenschaftler, Arbeitsmarktpsychologe und Mitbegründer des Instituts für Personal- und Gesundheitsentwicklung. Herr Murken, ich möchte Sie bitten, noch ein paar eigene Worte über dieses Institut zu sagen und uns dessen Zielsetzung zu erläutern.

MURKEN: Herzlichen Dank für die Einladung und die Einführung. Ich bin Psychologe und Religionswissenschaftler und arbeite seit fast 20 Jahren sowohl wissenschaftlich als auch in der psychosomatischen Rehabilitation an einer psychosomatischen Fachklinik. Dort wird in den letzten Jahren offensichtlich, dass immer mehr Menschen mit sehr langen Arbeitsunfähigkeitszeiten kommen, die letztlich sehr an den Veränderungen der Arbeitswelt leiden. Aus dieser Erfahrung ist der Wunsch entstanden, nicht immer nur dann aktiv zu werden, wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, sondern auch präventiv etwas zu tun. Deshalb habe ich mich mit einer Kollegin zusammengetan. In unserer Firma, deren Namen *Institut für Personal- und Gesundheitsentwicklung* auch Programm ist, ist der Präventionsgedanke maßgeblich. Uns beschäftigt die Frage, was man eigentlich tun kann, damit Betriebe bzw. Menschen in der Arbeitswelt sich selber besser schützen und regulieren, bevor es zu Krisen, Zusammenbrüchen oder Burn-Out kommt. Wir bieten Seminare, Supervision und Coachings. Das ganze Spektrum also, um Menschen dabei zu helfen, unter den Bedingungen, wie sie sind, das Beste aus ihrer Situation zu machen.

WEYMANN: Ich möchte Sie gerne fragen, was Sie zu dem Stichwort „flexible Biographien“, wie sie der Soziologe Richard Sennett im Hinblick auf zeitgenössische Berufsbiographien nennt, sagen. Sennett spricht ganz allgemein vom flexiblen Menschen in einer Kultur des neuen Kapitalismus – so lautet auch der Titel des Buches von Sennett, das 1998 erschienen ist. Der Kapitalismuskritiker meint damit, dass die räumliche und geistige Beweglichkeit Voraussetzungen

dafür sind, heute auf dem Arbeitsmarkt überhaupt noch eine Chance zu haben. Wie bewerten Sie diese Einschätzung?

MURKEN: Das stimmt natürlich. Geistige Beweglichkeit ist gefragt, überall. Einfache Jobs, ungelernte Jobs, sozusagen Nischen, in denen man ruhig verharren kann und die man lebenslang hat, dies ist alles wegrationalisiert. Viele einfache Jobs sind mechanisiert, insofern knüpft sich an immer mehr Tätigkeiten auch ein hoher Lernanspruch. Es wird sehr viel verdichtet, daraus ergibt sich eine große Belastung auf allen Ebenen. Das betrifft aber nicht nur die *einfachen* Ebenen. Zum Beispiel gibt es heute im gesamten mittleren Management praktisch keine Sekretärinnen mehr. Was vor zwanzig, dreißig Jahren selbstverständlich war, dass ein Manager etwas diktiert und geschrieben bekommt, ist abgeschafft und zu einem Privileg des absoluten Top-Managements geworden. Ansonsten muss jeder immer alles selbst machen. Und das nimmt immer mehr zu.

Die räumliche Mobilität ist auch sehr gefragt, wobei das sehr kulturspezifisch ist. Einerseits ist sie ein relevantes Einstellungskriterium, andererseits zeigen Untersuchungen gerade für Deutschland, dass die Bereitschaft zu räumlicher Mobilität hier relativ gering ist und dass viele Menschen letztlich lieber bereit sind, eine Zeitlang arbeitslos zu sein, aber dafür in ihrem kulturellen und familiären Kontext zu bleiben, anstatt zu sagen: Ich weiß, in München gibt es eine Stelle, also bewege ich mich dort hin.

WEYMAN: Das wäre meine nächste Frage gewesen, nämlich welcher Art die Probleme sind, die Ihnen in Ihrer psychotherapeutischen Praxis mit diesen Anforderungen begegnen. Sie sagen es eigentlich schon, es gibt keine fixierten Berufsbilder mehr und der Bezug zur räumlichen Heimat oder wie immer man das definieren will, ist offensichtlich auch wichtig und aus diesem Grund schwierig aufzugeben. Manche Soziologen vertreten deshalb die Auffassung, dass die neuen Arbeitsmarktstrukturen Anforderungen und Reglementierungen mit sich bringen, die den einzelnen Menschen überfordern, während andere Soziologen aus diesem Umstand das Konzept des „Kreativitätsparadigmas“ entwickelt haben. Sie sagen, es sei nicht nur Überforderung, sondern es bringe den Menschen ganz im Gegenteil in Bewegung, mache ihn flexibel und dadurch erst kreativ. Auf welcher dieser beiden Seiten würden Sie sich verorten, aufgrund Ihrer Erfahrungen mit den Arbeitnehmern?

MURKEN: Ich denke, beide Seiten haben ein Stück weit recht. Man weiß heute, dass berufliche Belastung hauptsächlich durch zwei Achsen geprägt ist, nämlich durch die Anforderungen und die Belastungsdichte auf der einen Seite und auf der anderen durch die Handlungs- und Entscheidungsfreiheit, und dass die Handlungs- und Entscheidungsfreiheit für das psychische Wohlbefinden das Entscheidende ist. Es gibt viele Menschen, die eine hohe Anforderungs- und Belastungsdichte haben und sich trotzdem gut damit fühlen, weil sie gleichzeitig eine große Handlungsfreiheit genießen. Aber in dem Moment, in dem diese Freiheit sinkt, Autonomie- und Kompetenzerfahrung sinkt und auch noch mangelnde Anerkennung hinzukommt, wird diese Belastungsdichte krisenhaft.

WEYMANN: Martin, wie würdest Du Dich dazu positionieren? Du bist als Philologe zunächst nach der Promotion für eine Dozentenstelle nach London gegangen, momentan lebst Du mit einem Literaturstipendium als Stadtschreiber in Rottweil, nachdem Du Stationen in Prag hinter Dir hast, in Berlin im LCB warst und in Mecklenburg-Vorpommern. Wie erlebst Du diese Mobilität und auch die Anforderung daran – ist das etwas, womit Du auf Marktanforderungen reagierst oder ist das eine positive Herausforderung, die Dich bereichert?

WIDMANN: Es ist ja ein offenes Geheimnis, dass das, was man als Schriftsteller schreibt, allein in der Regel nicht ausreicht, um sich zu ernähren. Zumindest vor dem ersten gedruckten Buch kommt es nur ganz selten vor, dass man schon von den Vorschusslorbeeren leben kann, deshalb reagiere ich auf die Anforderungen des Marktes schon dadurch, dass ich mich nicht dagegen sperre, solche Förderungsmöglichkeiten in Anspruch zu nehmen. Dabei gibt es aber natürlich nicht nur Förderungen, die mit der Gegenleistung des Umzugs verknüpft sind, sondern es gibt auch solche, bei denen man bleiben kann, wo man ist. Du sprichst ja, wie Du weißt, mit dem einzigen Autor, der etwa für den Literaturförderpreis der Stadt Mainz zweimal nominiert war und ihn zweimal nicht gekriegt hat. Gerade in Mainz gilt eben auch, dass der Prophet im eigenen Land nichts gilt und deswegen musste ich gehen. Ob mich das bereichert, zeigt sich jedes Mal von Neuem, es ist nicht per se so oder so. Ich bin gerne weg von Mainz, ich bin auch gerne unterwegs, aber es ist für mich kein Wert an sich, denn es fordert auch Kraft und bedeutet eine gewisse Diskontinuität für das Schreiben, mit dem man an verschiedenen Orten immer auch neu ansetzt. Ich weiß nicht, ob man dem fertigen Text das anmerkt...

WEYMANN: Begreifst Du denn Mainz überhaupt als Deine Heimat und verortest Du Heimat geographisch, oder ist diese Heimat nicht vielleicht ohnehin die eines intellektuellen Zusammenschlusses verschiedener Menschen, die ähnliche Fragen und ähnliche Anliegen haben?

WIDMANN: Ich glaube, man kann sagen, dass Heimat für Schriftsteller immer dann sehr wichtig wird, wenn Politiker etwas für Kultur tun möchten. Was mir nämlich im Fall des Robert-Gernhardt-Preises, den Du erwähnt hast, buchstäblich den A**** gerettet hat, war die Tatsache, dass ich auf der anderen Rheinseite lebe, also in Hessen, und mich dadurch für den Preis qualifiziert habe. Ansonsten ist es tatsächlich so, dass ich mich in einem Plattenladen in London, in einer Buchhandlung in Buenos Aires oder in einem Programmokino in Gent mehr zuhause fühle als in Mainz auf dem Rosenmontagszug. Insofern wäre das vom Geographischen losgelöst und ginge bei mir eher in diese inhaltlich-intellektuelle Richtung. Ich glaube trotzdem, dass das jeder für sich frei entscheiden dürfen müsste, wenn er sich als Schriftsteller begreift, gerade im Hinblick auf das, was er schreibt. Andreas Maier, der etwas zehn Jahre älter ist als ich und ein arrivierter, großer Kollege, nennt sich selbst dezidiert Heimatdichter und er hat irgendwo geschrieben, er fühle sich in Frankfurt als Mensch mit Migrationshin-

tergrund, weil er aus der Wetterau dort hin gezogen ist. Er schreibt auch immer wieder über diese Region und diese Dinge, da gehen Sollen und Wollen wahrscheinlich in eins. Ich selbst glaube schon auch an das Hemingway-Wort vom „Write what you know“ und auch wenn ich keine Ortsnamen nenne und mich nicht mit der Gegend identifiziere, glaube ich, dass das, was mich geographisch geprägt hat, in dem wiedergefunden werden kann, was ich schreibe. Aparenterweise werde ich, seit ich von Mainz weg bin, am liebsten vor dem Dom fotografiert. Zuletzt kursierte so ein Bild in den Rottweiler Zeitungen, mit der Unterschrift: „Stadtschreiber Andreas Martin Widmann schmunzelt über den Lokalpatriotismus seiner Heimatstadt.“ Ich kann der geographischen Heimat also nicht entkommen.

WEYMAN: Wir möchten ja auch über Berufsbiographien sprechen und über Arbeitsverhältnisse. Wenn es um uns als Geisteswissenschaftler geht, sind das leider oft sehr prekäre Arbeitsverhältnisse, nämlich solche, die meistens in zeitlich befristeten, häufig schlecht bezahlten Anstellungen oder in mitunter gar nicht bezahlten Lehraufträgen bestehen. Die kennen wir. Gibt es denn auch die typische Berufsbiographie eines Schriftstellers und ist die ähnlich prekär?

WIDMANN: Was die Frage nach den Werdegängen betrifft, kann ich nur über mich und meine Generation, über Kolleginnen und Kollegen, die fünf bis zehn Jahre jünger oder älter sind als ich, sprechen. Für die Leute, die da antreten, ist es sicherlich typisch, dass sie einen akademischen, meistens literaturwissenschaftlichen Hintergrund haben. Ich gehe so weit zu sagen, dass bei acht von zehn Debüts, die auf dem Buchmarkt erscheinen, die Autorin oder der Autor ein literaturwissenschaftliches Studium hinter sich haben. In der Autorenwerkstatt im LCB, in der ich im vergangenen Jahr gewesen bin, waren von acht Stipendiaten sieben Philologen und einer Architekt, was allen sehr repräsentativ erschien. Was mir weiterhin typisch erscheint, ist diese entweder-oder-Frage, die zumindest in Deutschland noch eine solche ist: Dass nämlich literaturwissenschaftliche Arbeit an der Uni *und* schriftstellerische Tätigkeit längerfristig vereinbar sind, das findet man nach meiner Wahrnehmung hierzulande sehr, sehr selten. Das hat natürlich mit den enormen Anforderungen und Belastungen zu tun, die einen jungen Wissenschaftler in einem Anstellungsverhältnis an der Universität erwarten. Da bleibt wenig Zeit, neben den wissenschaftlichen Publikationen, die man vorlegen sollte, neben der Lehre und der sonstigen Arbeit, die man zu tun hat, auch noch kreativ zu schreiben. Es ist, das kann ich aus eigener Erfahrung sagen, allerdings auch nicht besonders gut angesehen, es dennoch zu versuchen. Man erntet dann nämlich manchmal solche Blicke, wie ich sie heute zum Glück noch nicht geerntet habe, aber die es wirklich gibt. Typisch ist sicher auch, dass sich so etwas wie eine Schriftstellerausbildung in Deutschland mehr und mehr zu etablieren beginnt. Zwischengeschaltet zwischen Universität und, nun ja, freier Autorenexistenz sind heute häufig Stationen in Leipzig oder Hildesheim. Am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig kann man die Schriftstellerei studieren, auf Bachelor mittlerweile und seit Neuestem sogar auf Master. Das ist etwas, was

viele absolvieren, sozusagen als Schwelle, damit sie es dann schriftlich haben, dass sie das, was sie tun, auch dürfen.

Dass das Ganze dann häufig in prekäre Existenzen führt, ist glaube ich richtig und leider (oder vielleicht zum Glück) nicht neu. Dass ein Schriftsteller kein Angestellter des Verlags ist, hat jeder früher oder später zur Kenntnis nehmen müssen. Und damit ist die Unsicherheit da.

WEYMANN: Vielen Dank. Herr Murken, wir haben uns schon im Vorfeld kurz unterhalten und Sie sagten, wenn ich Sie richtig verstanden habe, akademische Arbeitsverhältnisse sähen Sie nicht als prekär an. Ich sagte darauf: Wenn man einen Lehrstuhl bekommen hat, sind sie das sicherlich nicht, aber ich selbst beuge mich wie sehr viele andere in zeitlich befristeten Verhältnissen, die immer wieder zur Disposition stehen. Wie definieren Sie denn prekäre Arbeitsverhältnisse beziehungsweise welche Definitionskriterien gibt es?

MURKEN: Also im Einzelfall fühlt es sich sicher prekär an und ich weiß durchaus, wovon ich spreche, ich habe meine gesamte akademische Laufbahn ohne jemals auf einer Planstelle gewesen zu sein, sozusagen nebenberuflich gemacht, aber ich denke, die Definition gilt doch eher für die, die sich auch mit einer Vollerwerbsstelle nicht ernähren können. Also die Stellen, bei denen jemand zusätzlich zu seiner Arbeit soziale Leistungen braucht. Um auf die Fragen der Geisteswissenschaften an der Universität einzugehen, würde ich einen kleinen Schlenker in die Psychologie machen. Wir unterscheiden ja intrinsische und extrinsische Motive im Leben. Intrinsisch heißt: von innen kommend, extrinsisch von außen kommend. Intrinsisch sind Dinge wie Neugier, Spaß an der Arbeit, extrinsisch wären eine gute Position, ein gutes Einkommen, Status und so weiter. Es gibt da eine ganze Reihe von Umfragen, die sagen, dass Menschen, die eine Geisteswissenschaft studieren, eher von intrinsischen Motiven geprägt sind. Sie wollen sich selbst verwirklichen und jemand der Kunstgeschichte studiert, weiß, dass er nicht Vorstandsvorsitzender wird. Mir selbst wurde während meines Studiums, in dem ich mich auch mit Geisteswissenschaften beschäftige habe, immer wieder eingehämmert, ein Studium sei keine Berufsausbildung – so dass letztlich diese intrinsischen Motive eine gewisse Belohnung in sich selbst tragen. Man kann sich mit Dingen beschäftigen, die man selber interessant findet, man hat die Freiheit, seine Themen zu wählen, man hat trotz aller Beengung auch eine hohe Freiheit in der zeitlichen Gestaltung seiner Arbeit und das hat natürlich auch seinen Preis. Deswegen müssen wir eigentlich auch über den Preis der Freiheit hier reden. Sie haben als Motto dieser Tagung „Die Wissenschaft als freie Kunst betrachtet“ gewählt. Dazu muss ich jetzt etwas ketzerisch sagen: Und warum soll das auch noch sicher sein? Also sozusagen der freie Künstler als Angestellter im öffentlichen Dienst – warum und wozu? Die Frage ist natürlich im Einzelfall: Was bedeutet das für die Biographie? Aber auch: Birgt das nicht ein Potential? Sie kennen das Sprichwort: Lieber eine unsichere Freiheit als eine sichere Diktatur. Und vielleicht kennen Sie auch die Anekdote von Plato und Diogenes. Ich lese sie mal vor: „Platon sah, wie Diogenes von Sinope seinen Kohl an einem Brunnen spülte, trat an ihn heran und flüsterte: Hättest du den

Tyrannen Dionysos ein bisschen hofiert, dann bräuchtest du jetzt keinen Kohl zu waschen. Diogenes antwortete eben so leise: Und wenn du es über dich gebracht hättest, Kohl zu spülen, hättest du keinen Dionysos hofieren müssen.“ Was ich damit sagen will ist: die Idee der Freiheit und Selbstverwirklichung, verbunden mit politischer und materieller Sicherheit, ist eine spezifische Vorstellung der westlichen Welt, entstanden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ansonsten, zu anderen Zeiten und in anderen Kulturkreisen, waren und sind Anstellungsverhältnisse immer recht prekär, unsicher und zeitlich befristet. Ich denke, die gegenwärtige Generation der 20-50jährigen misst sich an der Elterngeneration, salopp gesagt an der „Generation Rolltreppe“ zwischen 1950 und 1985. Generation Rolltreppe meint: Man muss nicht viel tun, es geht automatisch nach oben. Das ist vorbei und das ist traurig. Heute ist nicht mehr klar, dass man sich automatisch verbessert gegenüber dem, wo man herkommt. Deshalb fällt es vielen so schwer, von zu Hause auszuziehen. Während früher klar war, wenn man auszieht, verbessert man sich, ist heute für viele klar, man verschlechtert sich. Insofern ist das Leben überhaupt prekärer geworden. Die Frage ist nur, ob man das beweint, oder ob man das auch als Chance sieht, ob man die Reise, die Heldenreise, die Wanderung nicht auch annimmt als Preis, aber auch als Chance der Freiheit.

WEYMAN: Darauf habe ich auch gleich eine ketzerische Antwort. Mir als Geisteswissenschaftlerin begegnen ja auch viele Leute, die sagen: Das ist doch toll! Du hast Dein Hobby zum Beruf gemacht! Darüber vergessen sie aber, dass dieser Beruf natürlich trotzdem ein Beruf ist, der harte Arbeit bedeutet und nicht nur Spielen und spielerisch Filme anschauen oder schöne Romane lesen. Wenn Sie also sagen, jemand habe eine intrinsische Motivation und verwirkliche sich darin, klingt das, als sei das schon der Lohn für die Arbeit, womit die geisteswissenschaftliche Arbeit aber auch abgewertet wird.

MURKEN: Naja, Kunst ist auch Arbeit, Malerei ist auch Arbeit.

WEYMAN: Eben, aber es sind auch Produkte, und warum sollten die weniger wert sein?

MURKEN: Aber wem sollen sie was wert sein? Man könnte natürlich sagen, jeder, der von sich sagt, er sei ein Künstler und seine Energie in Kunst steckt, sollte auch staatlich alimentiert werden. Das wäre schön. Letztlich leben wir aber in einer marktförmigen Gesellschaft. Das kann man bedauern, aber man kann es nicht verleugnen.

WEYMAN: Gut, und meine zweite Replik betrifft die geschichtliche Entwicklung, die Sie thematisiert haben, indem Sie sagten, es handele sich um eine Nachkriegsentwicklung, dass unsere Elterngeneration in einem fordistischen Wirtschaftssystem lebte, wohingegen wir heute wieder in einem postfordistischen leben, wodurch eigentlich Verhältnisse wieder zurückkommen, die wir schon überwunden zu haben glaubten. Man kann das also nicht nur als posi-

tive Entwicklung betrachten, wie Sie sie gerade skizziert haben, in dem Sinne, dass man freier und autonomer wird, sondern man könnte auch sagen, dass alles, was Gewerkschaften und politische Gruppierungen erkämpft haben, wieder zur Disposition steht. Kulturwissenschaftler sprechen heute von einer Subjektivierung der Arbeit, d.h. das Risiko wird auf den Arbeitnehmer verlagert und der Arbeitnehmer gerät so in die Position eines Unternehmers. Sehen Sie das in Ihrer Praxis, dass ein Arbeitnehmer heute auch ähnliche Probleme hat wie ein selbständiger Unternehmer?

MURKEN: Ich stimme Ihnen zu, dass diese postkapitalistischen Strukturen Folgen haben, die tatsächlich extrem sind, aber vor allem in Angestelltenverhältnissen, wo die Freiheitsgrade der Selbstbestimmung und die Entscheidungsmöglichkeiten immer kleiner werden. Da sehe ich den universitären Bereich schon noch etwas anders. Wenn wir dagegen die Strukturen bei der Post anschauen, wird das deutlich. Früher hatte ein Briefzusteller seinen Bezirk, kannte seine Leute und kannte sich aus. Inzwischen werden Postbezirke vollständig abgeschafft, Briefträger werden wie Marionetten hin und her gesetzt, wissen nicht wann und wo und wie sie arbeiten, sie kennen sich nicht mehr aus und so wird das eigene Kompetenzerleben minimiert, Handlungsspielraum und stützende Beziehungen werden nivelliert. Das hat radikale Auswirkungen auf den Gesundheitszustand, das erleben wir immer mehr. Auch der Bankensektor ist betroffen. Es sind nicht die Geisteswissenschaftler, die ich in der Therapie und im Coaching sehe.

WEYMANN: Könnten Sie denn die Belastungen schildern, mit denen die Leute häufig zu Ihnen kommen?

MURKEN: Ich möchte drei Punkte nennen. Einer ist natürlich: Die Arbeit wird immer mehr und immer weniger Personen müssen sie machen. Die euphemistisch so genannte „Arbeitsverdichtung“ ist rapide. Hinzu kommt die Ausweitung der Arbeitszeit, gerade in Wirtschaftsunternehmen, wo völlig selbstverständlich erwartet wird, dass das mittlere Management am Wochenende E-Mails beantwortet und sich innerhalb von wenigen Stunden meldet. Je mehr ein Vorgesetzter in solchen Strukturen drin ist, desto mehr trifft das auch die Mitarbeiter, das ist der zweite Punkt. Der dritte ist, dass es einen ungeheuren Reibungsverlust im zwischenmenschlichen Bereich gibt, das, was sie unter Mobbing zusammenfassen können, unter Konflikten wegen nicht weiter gegebener Informationen, aber auch unter ganz schlechter Führungskultur.

WEYMANN: Lassen Sie mich noch einmal auf die prekären Arbeitsverhältnisse zurückkommen. Es gibt einen Aufsatz von Pierre Bourdieu mit dem Titel „Prekarität ist überall“, der schon 1998 in dem Band *Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion* erschienen ist. Darin wird ein prekäres Arbeitsverhältnis anhand verschiedener Kriterien bestimmt. Einiges überschneidet sich mit dem, was Sie bereits angeführt haben, also ungesicherte und kurzfristige Arbeitsverträge werden da genannt, untertariflich be-

zahlte Arbeitsverhältnisse, in denen der Lohn nicht zum Leben ausreicht. Leiharbeit wäre eine moderne Form, flexiblere Arbeitszeiten, leichtere Entlassungsmöglichkeiten und aufgelöste Grenzen zwischen Arbeit und Privatleben gehören ebenfalls dazu. Das Konzept von „Freizeit“ gibt es so eigentlich gar nicht mehr – dieser Problematik begegnen wir als Geisteswissenschaftler verstärkt, und auch der Planungsunsicherheit, die dazu führt, dass man familiäre Entscheidungen nicht treffen kann und nicht entscheiden kann, wo man eigentlich leben möchte. Diese Stichworte nennt Bourdieu und er stellt die These auf, dass es sich bei diesen Erscheinungen keinesfalls nur um Nebenprodukte oder eine zufällige Tendenz des Arbeitsmarktes handelt, sondern dass sie im Zuge der neoliberalen Entwicklung des Arbeitsmarktes durchaus gewollt ist und dass auch der Diskurs, der sich daraus entwickelt, nämlich der Diskurs der Prekarisierung auch einer der Disziplinierung ist.

MURKEN: Disziplinierung klingt ein wenig so, als wäre da eine übergeordnete Instanz, die einen Plan damit verfolgt. Mein Eindruck ist eher, dass das natürlich auch ein Resultat der Globalisierung ist und dass die Sicherheit und der Wohlstand der letzten fünfzig Jahre auch auf Kosten anderer Länder gingen und in dem Maße, in dem andere Länder mit einem anderen Lohngefüge wettbewerbsfähig sind, wir das hier merken. Insofern bin ich jetzt etwas ratlos mit der Disziplinierung, die, wie gesagt, so eine höhere Macht unterstellt, die da gewollt die Bürger ärgert.

WIDMANN: Meine Erfahrung ist auch nicht eine mit einer benennbaren höheren Macht, die diese Disziplinierung in die Welt setzen wollte. Wenn man aber davon ausgeht, dass es zwar keinen Kopf gibt, aber trotzdem Glieder, die sie willentlich umsetzen, weil sie ihnen zu Gute kommt, dann kann ich dem schon zustimmen, und zwar weil sich dieser Diskurs, solange ich ihm bewusst ausgesetzt bin – also etwa zwölf Jahre, würde ich sagen – merklich verselbständigt hat. Es gibt ja dieses Wort von der Generation Praktikum. Die jungen Leute, die damit gemeint sind, haben diese Disziplinierung durch den Diskurs schon so weit verinnerlicht, dass sie ihn geradezu gedankenlos reproduzieren, wenn es etwa darum geht, über eigene Berufsperspektiven zu sprechen. Da kommen bereitwilligst Aussagen wie: Ich geb’ dir einen guten Rat. Praktika machen, dann klappt das auch! Sätze, die einem von solchen jungen Unternehmensberatergermanisten gönnerhaft mit auf den Weg gegeben werden. Die haben sie sich ja nicht selbst ausgedacht, dazu wären sie auch gar nicht im Stande, sondern die haben sie irgendwo anders her, aber sie haben sie wirklich für sich so weit verinnerlicht, dass sie ganz von selbst kommen und gar nicht mehr verordnet werden müssen, so dass auch die Disziplinierung, um die es geht und die sich hier, ob gewollt oder ungewollt, verbalisiert, schon automatisch vollzogen wird.

WEYMAN: Ich selbst beobachte das auch an der Universität, und frage mich, ob man auch die Umstellung geisteswissenschaftlicher Studiengänge auf ein B.A./M.A.-System unter dieser Perspektive sehen kann, weil die Studierenden heute ihr Fach gar nicht mehr ihrer intrinsischen Motivation und ihren Interes-

sen folgend studieren, weil sie gar nicht mehr links und rechts schauen können und relativ klare Vorgaben haben. Ich will den Studierenden gar nicht allein die Schuld dafür zuschieben, sie haben ja oft gar keine Wahlmöglichkeiten mehr. Es bedeutet aber, dass Studium letztlich verlängerte Schule ist, sich nach dem Output richtet, nach angeblich wirtschaftlich errechenbaren Größen. Die Disziplinierung wäre dann eine Ausrichtung auf eine Geradlinigkeit von Berufsbiographien, die heute gegeben sein muss, damit man noch irgendwo landen kann. Nicht von einer übergeordneten Macht bestimmt, aber doch von einem Wirtschaftssystem, das sich Ängste zu Nutze macht.

MURKEN: Diese Beobachtung teile ich. Ich bin auch manchmal erstaunt, wie wenig freiwillige Angebote an der Universität überhaupt wahrgenommen werden, wobei ich nach wie vor für ungeklärt halte, in welchem Verhältnis Studium und Berufswelt überhaupt stehen... Ich unterrichtete Religionswissenschaften in Marburg, die sind eingegliedert in einen Studiengang Kulturwissenschaft, es wird also immer unspezifischer, und wenn ich manche Leute fragen, warum sie das studieren und was sie damit wollen, schaue ich in leere Gesichter. Das ist auch für mich sehr beunruhigend.

WEYMANN: Wenn Sie nun als Religionswissenschaftler auf das schauen, was Ihnen in den Therapiesituationen begegnet, stellen Sie dann auch manchmal fest, dass die von Burn Out oder anderen Krisen Betroffenen eine Art Sinnstiftung herzustellen versuchen? Erleben die Betroffenen, was ihnen widerfahren ist, als individuelles Scheitern oder als systembedingt?

MURKEN: Das sind eigentlich viele Fragen. Ich erlebe bei dem Phänomen Burn-out schon die Frage: Warum mache ich das eigentlich so, wie ich das mache und wie zwangsläufig ist das? Kann ich das auch ändern und warum mache ich das überhaupt alles? Die Prekarisierung ist natürlich ein Problem, aber im Vordergrund steht meistens nicht so sehr das Materielle, sondern die Frage, wie man sich eigentlich Sinn stiftet, wofür man etwas tut und welches die Werte sind. Letztlich kann man nur dann in ein ruhiges Fahrwasser kommen, wenn man das für sich geklärt hat. Diese Klärung kann religiös sein, muss sie aber nicht. Wie heute Menschen glauben und Sinn stiften, ist über das Konfessionelle hinaus sehr individuell und breit gefächert. Die Frage ist darüber hinaus, welches die Werte einer Gesellschaft sind und dafür fand ich, was Herr Althoff in seinem Odyssee-Vortrag gesagt hat, und auch was Sie, Herr Widmann gesagt haben, sehr spannend: Ist das Odyssee-Motiv und die Reise eigentlich ein negativer Wert oder auch ein positiver? Und inwieweit ist in unserer Gesellschaft auch die Idee des Es-geschafft-habens verankert, also der Gedanke, wenn man endlich einen festen Arbeitsplatz habe, ein Haus und ein Kind, dann sei alles gut. Wir haben auch darüber diskutiert, warum Odysseus in so vielen Nachdichtungen noch mal auf die Reise geschickt wurde und ob das daran liegt, dass die Leute immer den Eindruck hatten, wenn Odysseus zuhause bei seiner Penelope sitzt, fehle die Dynamik.

WEYMANN: Das Odysseus-Motiv haben wir natürlich auch im Hinblick auf die Steuerungsmöglichkeiten gewählt. Sie sind also der Meinung, man müsse sich klar machen, dass man nicht nur Spielball ist, sondern auch selbst Einfluss nehmen kann auf den Kurs.

MURKEN: Richtig. Es gibt ja das Sprichwort: Man kann den Wind nicht beeinflussen, aber man kann die Segel richtig setzen.

WIDMANN: Wenn Sie mir das letzte Wort gestatten: Wir sind bei der Planung dieser Tagung nicht von ungefähr bei der *Odyssee* hängen geblieben, sondern auch gerade deshalb, weil sie eine Analogiebildung zum prototypischen akademischen Werdegang eines Geisteswissenschaftlers erlaubt. Man bringt erst zehn Jahre mit der Belagerung einer Stadt zu, das ist die Universität, dann schiebt man ihr ein hölzernes Pferd unter, das ist die Dissertation. Damit kommt man rein, aber dann wird man noch einmal etwa zehn Jahre auf die Reise geschickt und von Küste zu Küste geworfen, und während dieser Zeit erweist sich irgendwann, ob man Odysseus ist oder einer der Gefährten. Da kann es passieren, dass man eines Tages den falschen Artikel veröffentlicht oder am falschen Ort, und zum Frühstück verspeist wird. Oder man kommt ans Ziel, macht die anderen Freier nieder, in diesem Fall die Mitbewerber um die Professur, und was dann noch folgt, interessiert keinen mehr, dann ist es vorbei...